

A detailed oil painting of Frederick William I of Prussia in full plate armor. He is shown from the waist up, holding a sword in his right hand. The armor is highly detailed, showing various plates and joints. He has a serious expression and is looking slightly to the right. The background is dark and indistinct.

FRANK GÖSE

# FRIEDRICH WILHELM I.

Die vielen Gesichter  
des Soldatenkönigs

Frank Göse  
Friedrich Wilhelm I.



Frank Göse

# Friedrich Wilhelm I.

Die vielen Gesichter des Soldatenkönigs

**wbg**THEISS

## *Gewidmet meinem Enkel Max*

Abbildungsnachweis:

Alamy: S. 155; akg-images: S. 21, 66, 74 unten, 148, 225, 234, 334, 403, 414, 429;  
bpk Berlin: S. 2, 20, 41, 74 oben, 79, 361, 469; wbg-Archiv: 25, 257, 441.  
Karte (S. 478): Peter Palm, Berlin

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung  
durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg  
© 2020 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg  
ermöglicht.

Lektorat: Daphne Schadewaldt, Wiesbaden  
Satz: TypoGraphik Anette Bernbeck, Gelnhausen  
Umschlagabbildung: Das Krönungsportrait Friedrich Wilhelms I.  
von Samuel Gericke (1713). Foto: © bpk Berlin  
Umschlaggestaltung: Peter Lohse, Heppenheim  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-8062-4106-8

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-4107-5

eBook (epub): 978-3-8062-4108-2

# Inhalt

Einleitung	6
1. Der Kronprinz	17
2. Der König und die politisch-höfische Führungsgruppe	43
3. Der »innere König«: Herrschaftsvorstellungen und Regierungspraxis	72
4. Der Haushälter: Finanz-, Wirtschafts- und Peuplierungspolitik	127
5. »Bildungsfeind« und »Kunstbanause«? Zur Stellung von Wissenschaft und Kunst in der Herrschaftspraxis des Königs	153
6. Der König und die Stände	170
7. Der »roi sergeant« im Kontext des altpreußischen Militärsystems	204
8. Religiöse Orientierung und Konfessionspolitik	254
9. Die Außenpolitik	306
10. Der König und das Reich	372
11. Dynastie und Familie	423
12. Lebensende und Bilanz	463
Karte Preußens	478
Anmerkungen	480
Quellen- und Literaturverzeichnis	568
Personenregister	602

## Einleitung

Der im Jahre 2013 zum 300. Male wiedergekehrte Tag der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms I. hat so gut wie keine Spuren in der Erinnerungskultur hinterlassen. Während das ein Jahr zuvor aufwendig begangene 300-jährige Jubiläum des Geburtstages Friedrichs II., »des Großen«, ein weit über die Grenzen der zum ehemaligen preußischen Staat gehörenden Gebiete hinausreichendes publizistisches Echo gefunden hat, ist der Jahrestag des Regierungsantritts seines Vaters fast unbenutzt geblieben. Nun stößt eine vorrangig an Jubiläen orientierte historische Forschung zwar bekanntermaßen auf Vorbehalte, gleichwohl dürfte gerade die Resonanz biographischer Publikationen vor dem Hintergrund einer auch medial und museal aufwendig begangenen Eventkultur entschieden größer sein, was uns jüngst am Beispiel Martin Luthers im Rahmen des 500. Reformationsjubiläums deutlich vor Augen geführt worden ist. Schließlich ist kaum zu bestreiten, dass der Bekanntheitsgrad einer historischen Persönlichkeit in einer breiteren Öffentlichkeit – gewissermaßen als »Nebenprodukt« solcher Kampagnen – in der Regel zunimmt.

Friedrich Wilhelm I. hatte es auf diesem Terrain allerdings stets etwas schwerer. Wenn es im 18. Jahrhundert in der preußischen Residenz schon so etwas wie eine Abteilung für »Public Relations« gegeben hätte, wäre sie mit der »Vermarktung« des zweiten preußischen Königs gewiss so manches Mal überfordert gewesen – ganz im Gegensatz zu seinem Sohn, der, wie man weiß, bereits zu seinen Lebzeiten ein begnadeter Fachmann in Sachen seiner Selbstinszenierung war.<sup>1</sup> Die Gründe für jene sowohl im zeitgenössischen Kontext als auch im Bild der Nachwelt so unterschiedliche Wahrnehmung der beiden preußischen Monarchen sind vielschichtig und verschließen sich einfachen Erklärungen. Es handelt sich dabei im Übrigen um keine erst in der jüngeren Geschichtsschreibung zu beobachtende Erscheinung. Überblickt man die reiche Brandenburg-

Preußen-Historiographie wie auch die vielfältigen Erscheinungsformen der Geschichtskultur, dann blieb der zweite preußische König stets im Schatten seines Sohnes, Friedrichs des Großen, aber auch seines Großvaters, des Großen Kurfürsten. Der recht selektive Zugang zu Friedrich Wilhelm I., seine höchst ambivalenten Bewertungen und die Intensität der Beschäftigung mit diesem Monarchen lassen vielmehr Rückschlüsse auf die Interessenlagen und Sichtweisen der jeweiligen Zeit zu, denn letztlich stellt bekanntlich jede Generation, jede Gesellschaft ihre eigenen Fragen an die Geschichte. Tatkraft und Energie waren ihm in gewiss ähnlicher Weise eigen wie seinem gleichnamigen und mit viel mehr Anerkennung bedachten Großvater, dem »Großen Kurfürsten«. Diese Vorzüge stachen bei seinem Vorgänger aber wohl deshalb besonders hervor und sind durch die Nachwelt ausgiebig gerühmt worden, weil er mit seinem Krisenbewältigungsprogramm am Beginn des Aufstiegsprozesses des brandenburgisch-preußischen Staates gestanden hatte und mit seinen Reformen vor dem Hintergrund des zu Ende gehenden Dreißigjährigen Krieges als einer der dunkelsten Zeiten der brandenburgischen Geschichte zu einer Lichtgestalt geriet. Jüngst hat Christopher Clark den besonderen historischen Ort, in dem Kurfürst Friedrich Wilhelm agierte, noch einmal pointiert vor Augen geführt.<sup>2</sup>

Demgegenüber ließen in nicht unwesentlichem Maße bestimmte Negativzuschreibungen König Friedrich Wilhelm I. in der historischen Gesamtbilanz zurücktreten. Wie man weiß, waren die Memoiren seiner ältesten Tochter Wilhelmine hieran nicht ganz unschuldig, deren Wertungen auch Voltaire aufgriff und in der aufgeklärten Öffentlichkeit eine Generation später verbreitete. Als ein despotisch auftretender Vater, der innerhalb der eigenen Familie die schlimmsten Zerwürfnisse heraufbeschwor, als ein in der residenzstädtischen Öffentlichkeit mit dem oft locker sitzenden Stock daherkommender, den »schönen Dingen des Lebens« scheinbar ablehnend gegenüberstehender Kulturbanause und Asket, als ein seinen »lieben blauen Kindern«, wie er die Soldaten seines Königsregiments zu bezeichnen pflegte, alles unterordnender Herrscher, der zudem mit cholерischen Charakterzügen, Geiz und Misstrauen ausgestattet war, eignete er sich kaum als Sympathieträger. Somit verwundert es nicht, dass er mit Titulierungen wie »Haustyrann«, »halbbarbarisch« (G. Ritter), »ein Ekel, ein Psychopath« (G. Oestreich),

»erzfrommer Menschenquäler« (R. Augstein) oder mit dem wohl bekanntesten – obschon nicht zeitgenössischen – Beinamen des »Soldatenkönigs« bedacht worden ist. Zudem hat man es hier nicht nur mit späteren Zuschreibungen zu tun – schon unter den Zeitgenossen wurde so manches abschätziges Bild über den König vermittelt, mitunter mit kaum verhohlener Absicht.<sup>3</sup> Auch Carl Hinrichs, einem der wohl besten Kenner Friedrich Wilhelms I., offenbarten sich nach eigenem Bekunden, je länger und intensiver er sich mit dessen Leben beschäftigte, in immer stärkerer Weise die problematischen Seiten dieser Persönlichkeit, so dass seine biographische Darstellung letztlich ein Torso blieb.<sup>4</sup>

Wenn hiermit nun ein erneuter Versuch der Annäherung an diesen preußischen König gewagt wird, dann nicht im Sinne einer revisionistischen Generalüberholung mit dem Ziel, die düsteren Seiten der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms zu übertünchen. Sonst läge man nicht allzu weit entfernt von einem Ansatz, dessen problematische Absicht Friedrich Nietzsche einst in ein pointiertes Bonmot gefasst hat: Demnach handele »Geschichte fast nur von ... schlechten Menschen, welche später gutgesprochen worden sind.«<sup>5</sup> Um ein »Gutsprechen«, also um das Malen eines schöngefärbten Bildes Friedrich Wilhelms I., soll es hier aber gewiss nicht gehen. Vielmehr hat ein Geschichtsschreiber laut Theodor Fontane »sich in erster Reihe zweier Dinge zu befleißigen: er muß Personen und Taten aus ihrer Zeit heraus begreifen und sich vor Sentimentalitäten zu hüten wissen.«<sup>6</sup> In der Tat – ein leicht deklarerter, dafür umso schwerer einzulösender Vorsatz!

Überdies wird damit eine weitere und durchaus grundsätzliche Frage angesprochen, die man gleich zu Beginn einer solchen Darstellung zu beantworten versuchen sollte: Bedarf es – mal abgesehen von vielleicht eher dem Zeitgeist verpflichteten »Aufhübschungen« seines Bildes – überhaupt einer neuen Biographie des Monarchen? Zieht man den historiographischen Befund zu Rate, zeigt sich bald, dass diesem preußischen König relativ wenige biographische Studien gewidmet worden sind.<sup>7</sup> Nach der noch zu Lebzeiten des Königs erschienenen Lebensbeschreibung von David Fassmann<sup>8</sup> war es erst die mehrbändige Gesamtdarstellung von Friedrich Förster aus dem Jahre 1835, die erstmals auf einer breiteren Quellengrundlage das Leben des zweiten preußischen Königs einem größeren Publikum bekannt zu machen versuchte.<sup>9</sup> Zwar sind

durch Leopold von Ranke und Johann Gustav Droysen keine genuinen Biographien dieses Monarchen vorgelegt worden, wohl aber haben ihre Interpretationen im Rahmen ihrer Standardwerke zur altpreußischen Geschichte das Urteil über ihn für die folgenden Jahrzehnte nachhaltig geprägt.<sup>10</sup> Und es verwundert nicht, dass der zuweilen zum »Bürgerkönig« stilisierte Herrscher vor allem durch Kreise des nationalliberal gesinnten Bürgertums eine positivere Bewertung erfuhr. Seine im Vergleich zu seinen Vorgängern, aber auch zu seinem Nachfolger adelskritischen Einlassungen dürften solche Sympathien jedenfalls beflügelt haben. Bekanntlich war es Theodor Fontane, der diese Stimmungen in der ihm eigenen Art zum Klingen gebracht hat. Besonders eingängig vermochte er dies in seinem Roman »Der Stechlin«, in dem er den Pfarrer Lorenzen sagen ließ: »Wir haben, wenn wir rückblicken, drei große Epochen gehabt. ... Die vielleicht größte, zugleich die erste, war die unter dem Soldatenkönig. Das war ein nicht genug zu preisender Mann, seiner Zeit wunderbar angepaßt und ihr zugleich voraus. Er hat nicht bloß das Königtum stabilisiert, er hat auch, was viel wichtiger, die Fundamente für eine neue Zeit geschaffen und an die Stelle von Zerfahrenheit, selbstischer Vielherrschaft und Willkür Ordnung und Gerechtigkeit gesetzt. Gerechtigkeit, das war sein bester ›Rocher von Bronze.«<sup>11</sup>

Im Gegensatz zu mehreren großen wissenschaftlichen Biographien, die Friedrich dem Großen gewidmet wurden, sollte es bis in die 1930er Jahre dauern, ehe sich ein Bearbeiter für ein vergleichbares Unternehmen hinsichtlich seines Vaters gefunden hatte. Nicht zufällig entstammte er der Gruppe jener Wissenschaftler, die an der verdienstvollen Editionsreihe der *Acta Borussica* beteiligt waren. Von dem groß angelegten, jedoch unvollendet gebliebenen biographischen Versuch Carl Hinrichs' ist bereits die Rede gewesen. Auf über 700 Seiten entfaltete Hinrichs seine mit Blick auf die Quellenauswertung, aber auch in der schriftstellerischen Meisterschaft bislang unübertroffene Darstellung der 25 Jahre umfassenden kronprinzlichen Lebensphase seines Helden – ein Werk, das im Übrigen ein Gesamtpanorama der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates zwischen 1688 und 1713 bietet. Den erhofften zweiten Band hat der 1962 verstorbene Hinrichs nicht vorzulegen vermocht. Ob ihm wirklich sein Forschungsgegenstand suspekter wurde, je tiefer er in die Materie eindrang, oder ob es nicht doch zuvörderst die der Be-

schäftigung mit der altpreußischen Geschichte kaum förderlichen Rahmenbedingungen der 1950er und 60er Jahre im Zeichen von »Abrechnungsliteratur und Gesinnungshistorie« waren, die ihn davon abhielten, wird wohl nicht abschließend beurteilt werden können.<sup>12</sup>

Lange Zeit war Preußen dann in Wissenschaft und Öffentlichkeit sowohl in Ost als auch in West nicht en vogue. Es sollte bis in die 1970er Jahre dauern, bis in den beiden deutschen Staaten fast zeitgleich zwei vom Umfang her recht knapp gehaltene Biographien über Friedrich Wilhelm I. erschienen, die damit auf je unterschiedliche Weise den spezifischen Zugang der bundesrepublikanischen und der DDR-Geschichtswissenschaft zur Preußenthematik widerspiegeln. Der in Marburg lehrende renommierte Frühneuzeithistoriker Gerhard Oestreich legte 1977 eine Lebensbeschreibung des Königs vor, die er in die allgemeine Strukturgeschichte Preußens einzubinden versuchte.<sup>13</sup> Zugleich ordnete sich dieses Buch in die sich damals abzeichnende vorsichtige Zuwendung zur Preußenthematik ein – das »Preußenjahr« 1981 warf bereits seine Schatten voraus. Heinz Kathes erstmals 1976 im Akademieverlag der DDR erschienene Biographie stand hingegen noch weitgehend in einer Tradition, in der Preußen und das Preußentum und damit auch seine führenden Repräsentanten aus marxistischer Sicht auf ihre negative Rolle innerhalb der deutschen Geschichte fokussiert wurden.<sup>14</sup>

In den jüngst erschienenen Gesamtdarstellungen zur preußischen Geschichte nahm die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. den ihr gebührenden Rang ein – gleich ob man eher die dynastiegeschichtliche Perspektive bemüht<sup>15</sup>, den Akzent mehr auf die Einbindung des Königs in die gesellschaftlichen Prozesse und Strömungen gelegt<sup>16</sup> oder in klassischer Weise die Leistungen Friedrich Wilhelms I. in der Verwaltung, im Heerwesen und bei der Förderung der pietistischen Bewegung herausgestellt hat.<sup>17</sup>

Doch die Wahrnehmung Friedrich Wilhelms I. in der Öffentlichkeit war und ist nicht nur auf geschichtswissenschaftliche Darstellungen beschränkt geblieben. Immer wieder wurde versucht, der Ambivalenz seiner Persönlichkeit nahezukommen, sei es in apologetisch überhöhenden, klischeehaft verzerrenden, aber auch mit dichterischer Meisterschaft tief in die Psyche des Königs eindringenden Publikationen populärwissenschaftlichen Zuschnitts.<sup>18</sup>

Zwar wurden in den letzten Jahrzehnten wiederholt populäre Lebensbeschreibungen vorgelegt, die aufgrund ihrer oftmals unterhaltsamen Diktion und des flüssigen Stils stets ihr Publikum fanden. Allerdings können die zumeist nur auf einer schmalen Basis an Quellen und Sekundärliteratur beruhenden Darstellungen nicht jene wissenschaftlich fundierten Arbeiten ersetzen, die vor allem zwei Anforderungen genügen sollten: Zum einen schließt ein solches Unternehmen – gewissermaßen als das »Kerngeschäft« der historischen Zunft – die Einbeziehung und gründliche Auswertung von archivalischen Quellen ein. Und zum anderen bedarf es der Berücksichtigung der neuesten Forschung mit den einschlägigen Diskursen in den verschiedenen Teildisziplinen des Faches. Zwar muss man nicht jedem modischen »turn« in der Scientific Community hinterherlaufen und »seinen« Helden in diesem Sinne uminterpretieren. Zur Kenntnis nehmen sollte man diese Entwicklungen gleichwohl.<sup>19</sup> Denn gerade das Genre der Herrscherbiographie zeichnet sich dadurch aus, dass hier eine Vielzahl von Teilbereichen, angefangen von der Politik- und Verfassungsgeschichte über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis hin zur Kunstgeschichte, Mentalitätsgeschichte und natürlich auch der Medizingeschichte, einbezogen werden müssen. In gewisser Beziehung sollte sich deshalb ein Biograph als eine Art »Allrounder« verstehen, wenngleich er diesem Anspruch in vollem Umfang kaum gerecht werden kann.

Freilich wird man bei der Nachzeichnung des Lebens eines frühneuzeitlichen Monarchen nicht umhinkommen, die Geschichte jenes Staates und jener Gesellschaft zu behandeln, an deren Spitze er stand. Daran sollte auch in diesem Fall trotz mitunter geäußerter Bedenken, dass eine Biographie über Herrscherpersönlichkeiten zu sehr in eine allgemeine Darstellung der Zeit abdriften könnte, statt eine wirkliche Lebensbeschreibung zu bieten, festgehalten werden. Mehrere Gründe sprechen für eine Berücksichtigung solcher, dem »life and time«-Konzept verpflichteten Aspekte: Zum einen bildete das Staatswesen den Resonanzboden, die Projektionsfläche für die politischen Konzeptionen und das Agieren eines Regenten. Zum anderen war die Epoche des Ancien Régime, in der wir uns im Folgenden bewegen, noch sehr stark auf die Herrscherpersönlichkeit orientiert und durch privatrechtliche Vorstellungen von Herrschaft charakterisiert. Mit anderen Worten: Die Trennung einer

»staatlichen« von einer »privaten« Sphäre begann sich erst allmählich herauszubilden.

So würde es wenig Sinn machen, eine nur die Persönlichkeit des Monarchen einschließende Darstellung zu bieten, abgesehen davon, dass einer solchen Diktion für die hier zu behandelnde Zeit und die gesellschaftliche Gruppe kaum realitätskonforme Vorstellungen zugrunde liegen. Und auch gegenüber einer zu stark »psychologisierenden« Deutung, obschon dies hin und wieder versucht wird<sup>20</sup>, sollte man Zurückhaltung walten lassen. Die Bedenken der gegenwärtigen Psychologie gegenüber »Ferndiagnosen« sind bekannt<sup>21</sup>, und erst recht sind solcherlei Vorbehalte wohl berechtigt, wenn der Proband vor 300 Jahren gelebt hat.

Um aber auf die Ausgangsfrage nach der Berechtigung eines erneuten Versuchs der Beschäftigung mit dem Leben Friedrich Wilhelms I. zurückzukommen: Trotz des bereits großen Wissens, das insbesondere die ältere Forschung zur Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. nicht zuletzt in einer Vielzahl an Quelleneditionen aufbereitet hat, wie etwa in den Reihen der verdienstvollen *Acta Borussica*, bleiben noch genügend offene Fragen. So erscheint es zum Beispiel reizvoll, den persönlichen Anteil des Königs an den grundlegenden Entwicklungen und Entscheidungen in den einzelnen Politikbereichen genauer auszuloten. Eigentlich, so könnte man dagegenhalten, müsste dies bei einem so von seinem Herrscheramt überzeugten und das ihm zur Verfügung stehende Regierungssystem vergleichsweise so effizient nutzenden Monarchen fraglos vorausgesetzt werden können. Doch bei näherem Hinsehen bleiben durchaus Ungereimtheiten, und man wird zugleich auf jene übergreifenden Fragestellungen geführt, die mit dem »Funktionieren« von frühneuzeitlicher Herrschaft schlechthin in Verbindung stehen. Schließlich ist die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. eingebettet in eine Epoche, die lange Zeit mit dem Etikett des »Absolutismus« bzw. der »absoluten Monarchie« versehen war. Solche Zuschreibungen sind allerdings in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten sehr in die Kritik geraten, so dass diese Begriffe in der Geschichtswissenschaft entweder gar nicht mehr oder allenfalls nur in Anführungszeichen verwendet werden, auch wenn signifikante Veränderungen in der Herrschaftspraxis und -stilisierung in den damaligen Staatswesen kaum in Abrede zu stellen sind. Einem mit dem Begriff »absolutistisch« etikettierten Herrscher hat man a priori eine besondere

»Allgegenwart« bzw. »Allzuständigkeit« unterstellt – Eigenschaften, die fast an die Effektivität moderner Staaten zu erinnern scheinen. Dass dies mit der historischen Realität der Staaten und Gesellschaften des Ancien Régime aber wenig gemein hatte, ist durch die Forschung der letzten Jahrzehnte an vielen Fallbeispielen belegt worden. Doch entsprach nicht gerade Friedrich Wilhelm I. in fast idealer Weise diesem Bild, zumal der mit seinem Regierungsantritt einhergehende Kontinuitätsbruch allzu deutlich zutage trat? Zwar sind die zeitgeistigen Bezüge einer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegebenen Wertung der Zäsur von 1713 offensichtlich, wonach »die Anwendungen französischen Monarchismus durch nüchterne, hausbackene Prosa eines bürgerlich-soldatischen Königthums nach deutschem Zuschnitt ersetzt worden« seien.<sup>22</sup> Als »Strukturbegründer« (W. Neugebauer) scheint er aber wie kein Herrscher vor ihm in seinem Staatswesen in relativ kurzer Zeit Veränderungen anberaunt und durchgesetzt zu haben, und auch der ihm schon im frühen 19. Jahrhundert verliehene Beiname als »Preußens größter innerer König« (Theodor von Schön) mag eine entsprechende Deutung stützen.

Deshalb ist es im Folgenden naheliegend, genauer auszuloten, über welchen Spielraum der König in den verschiedenen Politikbereichen verfügte und inwiefern er überhaupt in der Lage war, seine Ideen und seinen Willen wirklich umzusetzen. Mitunter scheint ein Problem auch für die »absolutistische« Epoche immer noch nicht hinlänglich gelöst zu sein, das Heinrich Lutz einst am Beispiel eines anderen frühneuzeitlichen Monarchen, des Kaisers Karl V., wie folgt umrissen hat: »Wie kommen die Entscheidungen jener Instanz, von der wir zu oft unreflektiert sagen: ›der Kaiser beschloß‹, im konkreten Zusammenspiel der verschiedenen Personen, Gruppen, Konzeptionen und Taktiken zustande?«<sup>23</sup> Auch im Falle Friedrich Wilhelms I. wird man also gründlicher zu prüfen haben, auf welchen Handlungsfeldern die Entscheidungen auf unmittelbares Agieren des Monarchen zurückzuführen sind, inwiefern diese auf externe Einflüsse zurückgingen und in welchen Fällen diese nur in seinem Namen getroffen wurden.

Des Weiteren wird versucht, diejenigen Facetten des Regierungsalltags Friedrich Wilhelms I. einer näheren Betrachtung zu unterziehen, die bislang entweder nur nachrangig behandelt oder überhaupt nicht be-

rücksichtigt worden sind. »Mehr als nur Soldatenkönig« lautete der Titel einer von Jürgen Kloosterhuis und mir konzipierten Tagung über Friedrich Wilhelm I., die im Frühjahr 2017 in Berlin durchgeführt wurde. Und in der Tat fanden in den damals gehaltenen Vorträgen die klassischen Themen, die man bislang mit diesem Herrscher verbunden hatte, wie die Verwaltungsreformen, die Peuplierungspolitik oder der Ausbau des preußischen Heeres zur viertgrößten Streitmacht in Europa, keine oder nur eine marginale Berücksichtigung. Vielmehr gerieten mit dem – wie seine Standesgenossen – in familiären und dynastischen Kategorien denkenden Monarchen, dem durchaus den Konventionen der Zeremonialpraxis seiner Zeit folgenden, keineswegs sich naiv auf dem Parkett der Außenpolitik bewegendem König und dem sich sehr wohl als kunstsinnig erweisenden Genussmenschen und Sammler solche Seiten seiner Persönlichkeit in den Blick, die die früheren Zuschreibungen und Bewertungen zwar nicht revidieren, wohl aber komplettieren und damit ein wesentlich zeitkonformes Bild über Friedrich Wilhelm I. zu zeichnen vermögen. Jene Überlegungen ließen letztlich den Entschluss für die konzeptionelle Anlage des vorliegenden Buches reifen, keine chronikalische Lebenserzählung unseres »Helden«, gewissermaßen »von der Wiege bis zur Bahre«, zu präsentieren, sondern in den einzelnen Kapiteln ausgewählte Handlungsbereiche vorzuführen. Dadurch kann das Agieren Friedrich Wilhelms I. konziser vorgestellt, erklärt und im Kontext seiner Herrschaftspraxis gewichtet werden, ohne der Gefahr vieler Redundanzen zu erliegen.

Mit durchaus erwägenswerten Argumenten ist überdies häufig der Zäsurcharakter betont worden, der für die altpreußische Geschichte mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms im Jahre 1713 verbunden war. Aber fiel dieser Herrscherwechsel wirklich so scharf aus, wie vor dem Hintergrund der in der Tat zunächst recht überraschten Zeitgenossen und seiner immer wieder gern zitierten »Regierungserklärung« postuliert wurde, die er einen Tag nach dem Tod seines Vaters in markiger Pose vor den angstvoll der Veränderungen harrenden Ministern gehalten haben soll? Auch hier wird man genauer hinschauen haben, um zum einen die ins Auge springenden grundstürzenden und keineswegs wegzudiskutierenden Veränderungen der Herrschaftspraxis und zum anderen die ebenso zu beobachtenden Kontinuitäten und länger wirkenden Traditio-

nen angemessen gewichten zu können. Ebenso gilt es, im zeitlichen Längsschnitt zu prüfen, in welcher Weise sich das Preußen des Jahres 1740 im Vergleich zu demjenigen zur Zeit des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms I. verändert hatte. Nicht zuletzt der König selbst entwickelte sich im Verlauf seiner 27 Jahre währenden Regierung weiter. So ist davon auszugehen, dass sich bei ihm bestimmte Interessen und politische Leitvorstellungen ebenso modifiziert haben, wie auch seine Persönlichkeit, sein Charakter Veränderungen unterworfen war, was sich natürlich wiederum auf seinen Herrschaftsstil auswirken konnte.<sup>24</sup>

Und schließlich zwingt eine auf den ersten Blick so außergewöhnlich erscheinende und von den zeittypischen Normen so gravierend absteckende Herrscherpersönlichkeit wie Friedrich Wilhelm I. noch zu einer weiteren Überlegung: Wenn man eine Personifizierung des oft deklarierten »preußischen Sonderweges« vornehmen würde, dann stünde der »Soldatenkönig« gewiss an vorderer Stelle. Mit fast revolutionärer Attitüde schien er innerhalb kurzer Zeit langlebige Traditionen in einer Art »Bildersturm« (C. Hinrichs) hinwegfegen zu wollen. Doch auch bezogen auf diese Zuweisungen sollen die scheinbar so klar auf der Hand liegenden Gewissheiten auf den Prüfstand gestellt werden. Ob und in welchen Bereichen von Staat und Gesellschaft es sich im preußischen Fall um einen »Sonderweg« handelte und ob Persönlichkeit und Herrschaftsstil Friedrich Wilhelms I. wirklich so einzigartig waren, bleibt diskussionswürdig. Schon ein mit dem Thema gut vertrauter älterer Forscher hat hellichtig davor gewarnt, durch die Zeichnung des zweiten preußischen Königs als »eine groteske Gestalt« den »Unterschied Friedrich Wilhelms von den übrigen Fürsten möglichst grell auszumalen«.<sup>25</sup> Um eine solche These bestätigen oder widerlegen zu können, erscheint es unumgänglich, den Monarchen in Beziehung zu setzen mit anderen gekrönten Häuptionen seiner Zeit und sich fallweise mit den zeitgenössischen Verhältnissen in anderen deutschen Territorien bzw. europäischen Staaten zu beschäftigen. Demzufolge wird in vorliegender Darstellung ein punktuell vergleichender Ansatz verfolgt und ein gelegentlicher Blick über die Grenzen gewagt, um die am preußischen Fall vorgenommenen Beobachtungen einordnen und gewichten zu können. Damit soll nicht einer Relativierung Friedrich Wilhelms I. das Wort geredet werden, vielmehr dürfte ein solcher Ansatz mit dazu beitragen, die Konturen seines Lebens und sei-

ner Regierungszeit zu schärfen und damit eine möglichst vorurteilsfreie Beurteilung dieses preußischen Königs zu erreichen. Um nicht mehr und nicht weniger soll es in der folgenden Darstellung gehen.

Abschließend ist es mir ein großes Bedürfnis, Dank zu sagen für die vielfältige Unterstützung, die ich während der Beschäftigung mit diesem, fast schon zu »meinem« gewordenen König erhalten habe. Stellvertretend für viele möchte ich besonders zwei Kollegen namentlich erwähnen: Herrn Prof. Dr. Jürgen Kloosterhuis, den ehemaligen Direktor des Geheimen Staatsarchives Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem, mit dem ich gerade zu Themen der preußischen Militär- und Verwaltungsgeschichte so manches erhellende Gespräch führen konnte, sowie meinen ehemaligen Doktoranden und jetzigen Archivleiter in Nabburg und Pfreimd, Herrn Dr. Felix Engel, der mir bei der Erstellung des wissenschaftlichen Apparates und vor allem der Korrektur des Manuskriptes eine unschätzbare Hilfe war.

# 1. Der Kronprinz

## Kindheit

Dem genau ein Jahrhundert vor Friedrich Wilhelm geborenen Thomas Hobbes verdanken wir ein im »Leviathan« formuliertes berühmt gewordenes Bonmot, wonach seine Mutter angesichts der beängstigenden Zeitläufte des Jahres 1588 eine so große Angst empfunden habe, dass sie Zwillinge zur Welt brachte: »mich und zur gleichen Zeit die Furcht«. Das Jahr 1688 stellte ebenfalls ein Schlüsseljahr der europäischen Politik dar, und auch der am 15. August dieses Jahres im Berliner Stadtschloss das Licht der Welt erblickende brandenburgische Kurprinz wurde in eine für die europäische Mächtepolitik höchst unsichere Zukunft hineingeboren, so dass Furcht über das Kommende neben der großen Freude über die Geburt des Thronfolgers durchaus die Stimmungslage im Hause Brandenburg geprägt haben dürfte. Schließlich begann in diesem Jahr eine mehr als ein Vierteljahrhundert andauernde Zeit fast ununterbrochener Kriege, und das bei Weitem noch nicht von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholte brandenburgisch-preußische Staatswesen lief Gefahr, aufgrund der Ausdehnung seiner zudem unverbundenen Landesteile zwischen Rhein und Memel in die Troublen hineingerissen zu werden. Und in der Tat spiegelten die ersten Lebensmonate des kleinen Friedrich Wilhelm jene Sorgen wider.<sup>1</sup>

Den unsicheren Zeitläuften war die nach einigem Bedenken vom brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. gefällte Entscheidung geschuldet, seinen kleinen Sohn in die Obhut der Schwiegereltern am Hannoveraner Hof zu geben. Angesichts der anstehenden Herausforderungen war es nicht zu vermeiden, dass er häufig zu Reisen innerhalb seiner weit auseinander liegenden Territorien aufbrechen musste, und von sei-

ner Gemahlin, der Kurfürstin Sophie Charlotte, wurde erwartet, dass sie ihn bei seinen Missionen begleitete. Hauptsächlich seine Schwiegermutter, die braunschweig-lüneburgische Herzogin (und ab 1692 Kurfürstin) Sophie, hatte sich mit Unterstützung ihrer Tochter für diese Lösung eingesetzt und war dafür sogar nach Berlin gereist. Sie sei »voller Jubel über das, was meine Tochter so schön erledigt hat«, ließ sie ihren Korrespondenzpartner Gottfried Wilhelm Leibniz wissen und freute sich darauf, dass ihre Tochter ihr den Kurprinzen »in Obhut geben [werde], wenn sie mit dem Herrn Kurfürsten in Preußen sein wird«. <sup>2</sup> Und so kam es dann auch: Friedrich Wilhelm wurde in den ersten drei Lebensjahren von seiner Großmutter und ihrer Oberhofmeisterin Katharina von Harling erzogen. Nachdem in Berlin die aufwendig inszenierten Feierlichkeiten anlässlich der Beerdigung des einige Monate zuvor verstorbenen Kurfürsten Friedrich Wilhelm beendet worden waren, wurden die Reisepläne für den Umzug des Kurprinzen konkreter, so dass Friedrich Wilhelm Anfang Oktober in Hannover eintraf.

Ob die in der Literatur behauptete spätere Abneigung zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Cousin Georg August, der 1727 den hannoveranischen Kurhut und die englische Krone erwerben sollte, wirklich aus diesen frühkindlichen Tagen in Hannover herrührte, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. <sup>3</sup> Für sichere Aussagen fehlen schlicht die Quellen. Dagegen spräche auch, dass unterschiedliche Bezugspersonen für die beiden Kinder zuständig waren. Zudem betrug der Altersunterschied fünf Jahre – eine für diese Phase kindlicher Erziehung recht große Spanne, die kaum eine gemeinsame Unterweisung erwarten ließe. Die Eltern sahen ihren kleinen Sohn nur unregelmäßig, so zum Beispiel anlässlich der Reisen in die niederländischen Generalstaaten und nach England, dessen Herrscher, Wilhelm III. von Oranien, den wichtigsten Part innerhalb der gegen die französische Hegemonialstellung gebildeten Allianz spielte. Im August 1691, genau an seinem dritten Geburtstag, kehrte Friedrich Wilhelm wieder zurück in die brandenburgisch-preußische Residenz. Das, was den Annalen oder dem *Theatrum Europaeum* nur eine kurze Mitteilung wert war, stellte für den kleinen Kurprinzen indes eine scharfe Zäsur seines noch jungen Lebens dar. Schließlich war der Umzug an den Hof seiner Eltern mit einem radikalen Wechsel seiner Bezugspersonen verbunden. Seine Mutter hatte für ihn nun zunächst die

aus Frankreich stammende Marthe von Montbail, eine nach Brandenburg-Preußen emigrierte Hugenottin, als Erzieherin auserkoren. Ob man hierin die Gründe für die Entwicklung bestimmter Charakterzüge zu sehen hat, wie mitunter suggeriert wird, kann nicht mit Sicherheit beurteilt werden.<sup>4</sup> Solche örtlichen und auch personellen Wechsel waren bei der Erziehung des fürstlichen Nachwuchses nicht so außergewöhnlich, wie es bei einem oberflächlichen Eindruck wirken mag.

Als ein ebenso übergreifendes Problem, das in vielen Königs- und Fürstendynastien durchaus zu zeitweiligen Spannungen führen konnte, stellte sich die Frage dar, nach welchen Erziehungsgrundsätzen der Thronfolger unterwiesen und in wessen Hände diese wichtige Aufgabe gelegt werden sollte. In der Erziehungsinstruktion von 1695 waren die wichtigsten Bildungsinhalte fixiert worden. Entgegen älteren Auffassungen hielt sich der unmittelbare Einfluss von Leibniz trotz seiner engen Verbindung zu Sophie Charlotte allerdings in Grenzen.<sup>5</sup> Eine herausgehobene Bedeutung nahm die religiöse Unterweisung ein. Nun stellt eine solche Forderung gewiss nichts Ungewöhnliches innerhalb des Kanons dar. Gleichwohl erscheinen Intensität und inhaltliche Ausgestaltung jenes Teils seiner Ausbildung gerade für das Agieren des künftigen Monarchen auf konfessionspolitischem Gebiet nicht unerheblich. In der »Instruction« vom 25. Januar 1695 beanspruchte dieses Thema einen vergleichsweise großen Raum. So solle der Unterricht derart gestaltet werden, dass dem Thronfolger »allezeit eine heylige furcht und veneratiön vor Gott und dessen Geboten beiwohne: Dan Dieses ist das einzige Mittel die von Menschlichen Gesetzen und Straffen befreyete Souveraine Macht in den Schrancken der gebühr zu erhalten«. Zudem wurde eindringlich gefordert, den Prinzen in »der wahren Reformirten Religion« zu unterweisen, auch sollten in seiner Umgebung nur Männer geduldet werden, »welche der evangelisch-reformierten Religion zugetan sind«.<sup>6</sup> Die ausdrückliche Betonung dieser Aspekte resultierte erheblich aus der spezifischen konfessionspolitischen Situation. In den zurückliegenden Jahrzehnten hatte sich ja ein nicht zu unterschätzendes Konfliktpotential angestaut, das sich maßgeblich aus der Divergenz zwischen der religiösen Position der sich zum Reformiertentum bekennenden regierenden Dynastie und dem fast durchweg lutherischen Glauben der Bevölkerung im brandenburgisch-preußischen Gesamtstaat erklärte – eine Konstella-



Der Vater Friedrich I. mit den Kroninsignien und der Kette des Schwarzen Adlerordens. Gemälde von Friedrich Wilhelm Weidemann.



Staatsporträt der Mutter, Königin Sophie Charlottes. Gemälde von Friedrich Wilhelm Weidemann (um 1701).

tion, die auch noch während der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms I. kaum an Dramatik verloren hatte und demzufolge seine Konfessionspolitik mit bestimmen sollte. Wir werden darauf noch ausführlich zurückkommen.

Nur knapp sei auf die Konturen des Religionsunterrichts des jungen Friedrich Wilhelm eingegangen. Angesichts der herausgehobenen Bedeutung dieser Bildungsinhalte lag es auf der Hand, dass die höchsten geistlichen Würdenträger unmittelbar einbezogen wurden. So hatte der Oberhofprediger Ursinus eine wichtige Rolle zu übernehmen, etwa in Gestalt der Predigten und der Katechismusunterweisung. Durchweg wurden solche Themen im Rahmen des gesamten Unterrichts angesprochen bzw. sie waren in den Tagesablauf integriert.<sup>7</sup> Dabei nahm die bereits erwähnte Erziehung zur Gottesfurcht einen besonderen Stellenwert ein. Vor allem die reformierte Prädestinationslehre erfüllte hierbei den Zweck, beim Prinzen die Auffassung zu nähren, dass auch ein Herrscher letztlich vor Gott »nur Staub und Asche« sei. Diese Inhalte fielen nach allem, was man weiß, bei dem prinzlichen Schüler offenbar auf einen fruchtbaren Boden. Insbesondere die von seinem späteren Lehrer Jean Philipp de Rebeur vermittelte Lehre von der Vorherbestimmung und Gnadenwahl hinterließ tiefe Spuren bei ihm und ließ ihn noch in späteren Jahren vor dem »verdammlichen Particularglauben« erschauern. Mitunter kamen seine Lehrer dem praktischen, auf Anschaulichkeit ausgerichteten Sinn des Kurprinzen entgegen. Als der zehnjährige Friedrich Wilhelm lebhaft das Verlangen erkennen ließ, den Teufel in Person zu sehen, wurde ihm dieses Erlebnis in Gestalt eines Raben bereitet.<sup>8</sup> Rebeur hat aber andererseits dem Thronfolger auch jene konfessionspolitischen Überzeugungen vermittelt, die gleichsam zur »Staatsräson« der brandenburgisch-preußischen Lande gehörten: »Der Prinz werde zwar in der reformierten Lehre erzogen, aber ihm klar gemacht, daß er alle Untertanen lieben müsse, auch die Lutherischen, ohne die er niemals Kurfürst von Brandenburg sein könne.«<sup>9</sup> Es waren jene wichtigen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, inklusive der zuweilen hohe Wogen schlagenden Auseinandersetzungen zwischen Lutheranern und Reformierten, die eine Vermittlung solcher Überzeugungen beim Thronfolger als unverzichtbar erscheinen ließen. Im September 1702 nahm der Kronprinz erstmals gemeinsam mit seinen Eltern an der Abendmahlsfeier teil – für

ihn eine in mehrfacher Hinsicht große Herausforderung, die unter anderem darin bestand, »dass er in der Kirche öffentlich auf 60 Fragen antworten« musste.<sup>10</sup>

Glaukt man den überlieferten Informationen über die Entwicklung des Kurprinzen, dann scheint er seine Erzieher und Lehrer in der Tat so manches Mal vor schwere Probleme gestellt zu haben, ohne dass man vielleicht so weit gehen sollte, hieraus psychische Abnormalitäten abzuleiten. Dass bei ihm Ungeduld, Konzentrationsschwächen und ein gewisser Widerspruchsgeist beobachtet wurden und eine gelegentlich zutage tretende Neigung zum Jähzorn körperliche Attacken gegen seine Erzieher einschließen konnte, ist nicht zu bestreiten, sollte aber aufgrund der nicht durchgängig vorhandenen Informationen auch nicht überbewertet werden. Vor allem reduzierte sich seine charakterliche Entwicklung nicht darauf. Zu dieser zählte zum Beispiel eine sehr praktische Veranlagung ebenso wie der fast schon ungestüme Drang nach körperlicher Betätigung und ein kaum zu zügelndes Temperament (»er stürmt wild voran, und ins Zimmer geht er lieber durchs Fenster als durch die Tür«<sup>11</sup>), wengleich durchaus bei der Gestaltung des Alltages des Prinzen auf die Einbindung körperlicher Übungen geachtet wurde. Einen Höhepunkt wird für den knapp 13-jährigen Prinzen jener Tag dargestellt haben, an dem er »beritten gemacht« wurde.<sup>12</sup>

Es mag angesichts des großen zeitlichen Abstandes und der letztlich lückenhaft bleibenden und subjektiv eingefärbten Quellen schwerfallen, Ferndiagnosen über die psychische Disposition des Prinzen zu stellen. Ob Vorboten eines Borderlinesyndroms auszumachen sind, erscheint doch fraglich, wenn man die Gesamtheit der überlieferten Nachrichten über den preußischen Thronfolger zur Kenntnis nimmt und gewichtet. Es handelte sich um einen gewiss sehr temperamentvollen, oft ungedul digen Heranwachsenden mit teilweise schon früh ausgeprägten Interessen und Neigungen, überzeugt von seiner Berufung, aber fraglos auch empfänglich für klare Ansagen. Die anschauliche Ausmalung sündhafter Verstrickungen und der unweigerlich darauf folgenden Strafen fand durchaus Resonanz bei ihm.<sup>13</sup>

Erschwert wurde eine konzise Erziehung Friedrich Wilhelms nicht nur durch die geschilderten Charakterzüge. Da es sich bei der Unterweisung eines Thronfolgers um eine hochpolitische Angelegenheit handelte,

unterlag dieselbe den sich zum Teil widersprechenden Einflussnahmen verschiedener Persönlichkeiten bzw. Personengruppen der höfischen Gesellschaft. Sie war eingebettet in die Fraktionskämpfe und Intrigen der politisch-höfischen Elite. Ohne hier auf die Details einzugehen, sei in dem Zusammenhang der Konflikt zwischen der Kurfürstin Sophie Charlotte und dem damals mächtigsten Amtsträger Eberhard von Danckelman genannt. Die Motive für diese Antipathie lagen gewiss auf mehreren Feldern, aber auch die Gestaltung der Erziehung Friedrich Wilhelms wurde davon nicht unwesentlich berührt.<sup>14</sup> Der maßgeblich auf Anraten der Kurfürstin 1695 als »Gouverneur« bzw. Oberhofmeister mit der Erziehung des Kurprinzen betraute Graf Alexander zu Dohna war mit dieser Aufgabe ebenso sichtlich überfordert wie der unter dem Einfluss des Oberpräsidenten Eberhard von Danckelman stehende Lehrer Johann Friedrich Cramer – eine quasi institutionell arrangierte »Pendelerziehung« war die Folge. Letzterer, der sich eher als Gelehrter mit einer in der Tat ansehnlichen Reputation empfand, schien nicht der Geeignete zu sein, um die in der Erziehungsinstruktion verankerten Forderungen umzusetzen. Er lehrte schlichtweg über den Kopf seines Schülers hinweg. Sophie Charlotte kritisierte anlässlich des Sturzes des mächtigen Ministers im Dezember 1697 die in ihren Augen planlose und durch ungeeignete Lehrer durchgeführte Unterrichtung scharf und zieh Danckelman, dass ihr Sohn in seinem Unterricht »so vernachlässigt worden [sei], daß er vor acht Wochen noch nicht lesen und schreiben konnte!« Sie unterstellte ihm, ihrem Sohn »alle schlechten Launen beizubringen« und dann zu behaupten, er wäre »bösaartig veranlagt«.<sup>15</sup> Schaut man sich die zum Teil widersprüchlichen Berichte indes genauer an, wird deutlich, dass wohl mehrere Ursachen für die geringen Lernerfolge des Kurprinzen verantwortlich zu machen waren. Neben der fehlenden Eignung seiner Lehrer – auch der für das Lesen und Schreiben angestellte Lehrer Schmitt scheint eine eher farblose Persönlichkeit gewesen zu sein – dürfte die Einbindung Friedrich Wilhelms in das Leben der höfischen Gesellschaft eine Rolle gespielt haben, das mit seinen vielen Abwechslungen – heute würde man von der »Reizüberflutung« eines Kindes sprechen – den Lern- und Erziehungserfolgen nicht guttat. Allerdings bewahrt uns ein vergleichender Blick auf andere Königs- und Fürstenhäuser vor allzu vorschnellen und apodiktischen Urteilen über gewisse Eigenarten in der



Friedrich Wilhelm I. als Kind. Gemälde von Samuel Theodor Gericke (um 1701).

Aufführung des Prinzen und die Defizite in seiner Erziehung. Beispielsweise galt auch der Cousin Friedrich Wilhelms, Georg August, besser bekannt als der spätere englische König Georg II., als schwieriger Schüler. Dieser besaß zwar ähnlich wie Friedrich Wilhelm »ein vorzügliches Gedächtnis, zeigte aber großen Unwillen gegen das Lernen und viel Ungeduld«.16

Die Bemühungen der Mutter waren dann letztlich erfolgreich, so dass mit Jean Philippe de Rebeur nunmehr ein Lehrer gewonnen werden konnte, der sich mit mehr Gewissenhaftigkeit und Strenge seiner gewiss nicht einfachen Aufgabe annahm. Denn die erste Bestandsaufnahme, die er bei seinem hochgeborenen Zögling machte, fiel alles andere als zufriedenstellend aus.<sup>17</sup> Seine Stellung bei Hofe blieb ebenfalls nicht unwidersprochen, und auch er hatte zum Teil lautstarke Konflikte mit seinem Probanden auszutragen, doch im Gegensatz zu seinen Vorgängern schien er in das Gemüt seines Schülers tiefer einzudringen und konnte nachhaltigere Lernerfolge bewirken.

Zum Standardrepertoire der Unterweisung von künftigen Regenten gehörte die Lektüre von Fürstenspiegeln. Im Lateinunterricht des jungen Friedrich Wilhelm, bezüglich dessen vor »langwürriger Treibung der Grammatischen Reguln« gewarnt wurde, sollte man »mit ihm einen angenehmen Lateinischen Historicum ... tractiren«, was etwa die Kaiserbiographien des römischen Historikers Sueton einschloss.<sup>18</sup> Ebenso wurden dem Kronprinzen gründliche Kenntnisse über die Hohenzollern-dynastie, die Geschichte Brandenburg-Preußens, aber auch über andere europäische Staaten und Reichsterritorien vermittelt.

## Beginnende »Soldatenspielerei« und Jagdpassion

Es belegt das recht harmonische Vater-Sohn-Verhältnis und sprach zugleich für ein gewisses Gespür Friedrichs III. für die Interessen und Neigungen des Kurprinzen, dass er seinem damals zehnjährigen Sohn zu Weihnachten 1698 ein Geschenk machte, das im weiteren Leben Friedrich Wilhelms noch eine wichtige Rolle spielen sollte: Weil »Unser lieber Sohn, Chur Printz Friedrich Wilhelm, bisher nicht allein allen schuldigen Respect und Gehorsam gegen Uns bezeigt, sondern auch Fleiß und Begierde an sich spüren lassen, ein würdiger Zweig des hohen Stammes, aus welchem er entsproßen ist, zu werden«, überließ er ihm das Gut (Wendisch) Wusterhausen, etwa 30 Kilometer südlich der Residenz.<sup>19</sup> Dieser Ort mit einem damals noch wenig anheimelnden und eher spärlich ausgestatteten Gebäude – von »Schloss« wagt man kaum zu sprechen –, aber von einem riesigen geschlossenen Waldgebiet umgeben,

wurde eine Art Refugium für ihn. Nicht nur in den verbliebenen andert-  
halb Jahrzehnten bis zu seiner Thronbesteigung, sondern auch danach  
gehörten die zumeist während der herbstlichen Jagdsaison gewählten  
Aufenthalte zu den von ihm so geschätzten Lebensphasen. Neben seiner  
Jagdleidenschaft, die sich bereits früh entwickelt hatte – schon als Neun-  
jähriger nahm er an der Jagd auf Rebhühner, Lerchen und Hasen teil –,  
prägte sich an diesem Ort, für den ab 1718 der bis heute gültige Name  
Königs Wusterhausen üblich wurde, noch ein weiteres, nicht minder  
wichtiges Interesse des jungen Prinzen aus: seine Begeisterung für das  
Militärwesen. Aus kindlicher Perspektive bedeutete dies zunächst, die  
Beobachtungen, die er in den Residenzen angesichts der dort exerzieren-  
den Einheiten und der Aufführungen der Palastgarden während solcher  
»solennen« Anlässe wie Fürstenbegegnungen machen konnte, zu verar-  
beiten und nachzugestalten. Daraus entwickelte sich geradezu eine Pas-  
sion. Zunächst begann Friedrich Wilhelm im Garten von Lietzenburg,  
dem späteren Charlottenburg, mit kindlichen »Soldaten«, die mitunter  
nur wenig älter als er waren, zu exerzieren und legte dabei eine Ernst-  
haftigkeit an den Tag, die sein Lehrer Rebeur zwar lobend erwähnte, für  
die anderen Unterrichtsgegenstände jedoch schmerzlich vermisste. Ab  
1702 veranstaltete er solcherlei militärische Übungen auch in Wuster-  
hausen. Die hier von ihm gedrillte Einheit, die sogenannte Wusterhaus-  
ener Jagdgarde, wurde aus groß gewachsenen Jagdhelfern der umliegen-  
den Orte gebildet.<sup>20</sup> Bald schon wurde aus diesen kindlich-jugendlichen  
Spielereien Ernst – zwar noch nicht in Form einer aktiven Beteiligung an  
den damals voll entbrannten großen europäischen Kriegen, wohl aber  
auf administrativem Gebiet: So beschäftigte sich Friedrich Wilhelm mit  
Fragen der Uniformierung sowie der Ausrüstung mit Waffen und Muni-  
tion. In jene Zeit fällt der Beginn der Bekanntschaft mit dem in preußi-  
schen Diensten stehenden Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der  
nach der für die antifranzösische Allianz siegreichen Schlacht von Höch-  
städt 1704 in höchsten Ehren stand. Anfangs gestaltete sich ihre Bezie-  
hung noch recht locker und beschränkte sich auf die Zusendung von  
Geschenken zu den beide Männer besonders interessierenden Metiers –  
Leopold sandte seinem jugendlichen Bewunderer zum Beispiel Feldzugs-  
journale, die dieser aufmerksam studierte, bzw. erhielt von ihm Jagd-  
hunde –, bis dann ab etwa 1709 eine regelmäßige Korrespondenz

einsetzte und häufige persönliche Begegnungen zustande kamen.<sup>21</sup> Eine ähnliche Vorbildrolle hat für die militärische Erziehung des Kronprinzen der Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt gespielt. Dieser Angehörige einer hohenzollernschen Seitenlinie diente als Generalfeldzeugmeister in der brandenburgisch-preußischen Armee.<sup>22</sup>

1709 war es für den damals 20-jährigen Kronprinzen schließlich so weit, dass er erste unmittelbare Erfahrungen im Krieg erwerben konnte. Er wühlte sich »auf dem Gipfel der Freude«, endlich dem von ihm verehrten Prinzen Eugen von Savoyen und dem Herzog von Marlborough auf dem Kriegsschauplatz in den Österreichischen Niederlanden persönlich begegnen zu können.<sup>23</sup> Obschon er ursprünglich auf eine schnelle Schlachtentscheidung gehofft hatte, erhielt er zunächst Einblick in die zur damaligen Zeit favorisierte methodische Kriegführung mit ihren kunstvollen Manövern und Belagerungen. Dann aber nahm er am 11. September 1709 aktiv an der Schlacht von Malplaquet teil.<sup>24</sup> Zumeist an der Seite Marlboroughs reitend habe der Kronprinz, der sich mehrfach im Kugelhagel befand, »kaltes Blut und eine Unerschrockenheit bewiesen«. Wenngleich diese Feuertaufe lange bei ihm nachwirkte – an den Malplaquettag wurde bis zu seinem Lebensende jährlich erinnert –, war er auch Zeuge des ungeheuren Blutzolls einer solchen Schlacht geworden, die etwa 35.000 Tote und Verwundete gefordert hatte. Dies schien nicht ohne Eindruck auf den jungen Friedrich Wilhelm geblieben zu sein. An einen Verwandten schrieb er, dass »Mir der Verlust so vieler braver Offiziere sehr schmerzet und habe Ich sie ungern verloren.«<sup>25</sup> Aus den freilich nur bruchstückhaften Informationen ließe sich ableiten, dass er in dieser durch Schlachtenlärm geprägten Zeit und trotz seiner unmittelbaren Beobachtungen der Feldherrnkunst eines Prinzen von Savoyen oder eines Herzogs von Marlborough nicht auf die Bahn einer Nachahmung gelenkt wurde. Er konzentrierte sich in dem von ihm so favorisierten Militärwesen vor allem auf organisatorische und logistische Fragen – eine Orientierung, die sein späteres Agieren auf diesem Feld prägen sollte.

Bei Friedrich Wilhelm ließen sich bereits damals Verhaltenszüge beobachten, die das Bild vom hartgesottenen, gefühlkalten »Kommisskopp« zumindest etwas zu relativieren vermögen und von einer gewissen Empathie zeugen. So versprach er, damals 17½ Jahre alt, dem Fürsten Leopold, für einen von diesem vermittelten verwundeten Gefreitenkor-

poral zu sorgen, denn »in der That es unbarmherzig sein würde, sich derselben, so ihre gesunde Gliedmaßen vor den Feind verloren, nicht anzunehmen«. <sup>26</sup>

Im Übrigen konnte man auch bei anderen Monarchen und Fürsten eine solche fast schon als exzessiv zu bezeichnende Hinwendung zum militärischen Metier beobachten, so zum Beispiel im Falle des vier Jahre älteren württembergischen Prinzen Carl Alexander, der jedoch erst 1733 als Herzog die Landesherrschaft in seinem Territorium übernehmen sollte. So erregte das »ungewöhnliche Avancement des erst 25-Jährigen ... an den deutschen Höfen einiges Aufsehen«. <sup>27</sup> Und auch das vom russischen Zaren errichtete Preobraschenski-Regiment ging bekanntlich aus der einst spielerischen Beschäftigung des jungen Peter mit Exerzierübungen hervor.

## Behauptung auf dem höfischen Parkett

Bei all der Bedeutung, die Jagd und Militär für Friedrich Wilhelm zweifelhlos besaßen, wäre es allerdings ein Fehlschluss, seine Persönlichkeitsentwicklung nur darauf zu beschränken. Aus diesen ja auch von ihm selbst gegenüber Zeitgenossen betonten Neigungen machte er keinen Hehl und fühlte sich auf dem Sattel seines Pferdes während der Jagd oder auf dem Exerzierplatz am wohlsten. Dennoch gehörte es zu den Erziehungsgrundsätzen und Ausbildungsnormen für den fürstlichen Nachwuchs, ein wesentlich breiteres Spektrum an Wissen und Fähigkeiten zu vermitteln, das sich nicht zuletzt an den Erfordernissen des »honnête homme« orientierte. Und schenkt man einigen überlieferten Nachrichten Glauben, dann blieben solche, vor allem auf Betreiben seiner Mutter initiierten Bemühungen nicht ohne Wirkung. Auf seine Großmutter, die hannoveranische Kurfürstin Sophie, hatte der zwölfjährige Friedrich Wilhelm anlässlich seines Besuches im Schloss Herrenhausen jedenfalls einen denkbar günstigen Eindruck hinterlassen. Er »sieht aus wie man die Engeltien [Engelchen] malt, ist nun 12 jhar alt und spricht von alles, als wan er von 30 were, ... gans ungzwungen ist seine fründlichkeit. Ich bekänne, ich bin gans verliebt, dan ich habe mein leben nichts artigeres gesehen«. <sup>28</sup> Der hier von der hannoveranischen Kurfürstin vermittelte